

Handbuch zur Geschichte der Kunst in Ostmitteleuropa. Bd. 1: 400–1000. Vom spätantiken Erbe zu den Anfängen der Romanik. Hrsg. von Christian Lübke und Matthias Hardt. Deutscher Kunstverlag – Leibniz-Institut für Geschichte und Kultur des östlichen Europa (GWZO). Berlin – Leipzig 2017. 651 S., Ill., Kt. ISBN 978-3-422-06958-9. (€ 68,-)

Vor uns liegt der erste Band des *Handbuches zur Geschichte der Kunst in Ostmitteleuropa*. Die beiden Hrsg. – der Historiker Christian Lübke und der Archäologe Matthias Hardt – sind eng mit dem Leibniz-Institut für Geschichte und Kultur des östlichen Europa in Leipzig, besser bekannt als GWZO, verbunden; Lübke war von 2007 bis 2021 dessen Direktor. Die Einführung ausgenommen, besteht der Band aus 14 Essays zur Geschichte, Archäologie und Kunstgeschichte des östlichen Europa, gefolgt von knapp 300 Katalogeinträgen, die von dem Splitter Diokletianspalast bis hin zu den Schmuckstücken von Wikingern und Balten reichen. Dem Untertitel zufolge wird die Zeitspanne „400–1000“ behandelt, d. h. die Zeit zwischen dem Kollaps Westroms, der das Gebiet zwar nur peripher, aber dennoch nachhaltig beeinflusste, bis hin zur Jahrtausendwende, die den politischen Höhepunkt des Reiches unter der Ottonen-Dynastie markiert und ungefähr zugleich mit dem Entstehen der ersten Staatsgebilde östlich davon – Böhmen, Polen, Kiever Rus' und Ungarn – korrespondiert.

Bevor ich mich dem Zeitrahmen, der Auswahl der Objekte und den inhaltlichen Schwerpunkten zuwende, möchte ich einen kurzen Kommentar zum Konzept der ganzen Reihe abgeben, um auf diese Weise die Eigenart dieses Bandes besser charakterisieren zu können. Dieses überaus lobenswerte und freilich höchst anspruchsvolle Vorhaben wurde von dem Prager und Berliner Kunsthistoriker Jiří Fajt konzipiert und schrittweise in die Tat umgesetzt. Die Reihenhrg. (Fajt und der Berliner Kunsthistoriker Wilfried Franzen) stecken in ihrer Vorbemerkung den Konzeptrahmen ab, für den sie eine Region „zwischen Ostsee, Adria und dem Schwarzen Meer“ definieren. Sie sehen diese Region nicht als „Kunstlandschaft“ an – weder als Ganzes noch in seinen kleineren Entitäten Böhmen, Polen und Ungarn. Vielmehr wollen die Hrsg. in einer transnationalen Herangehensweise die dortigen transregionalen Vermittlungswege und -akteure untersuchen, ausgehend von der Feststellung, dass sich die dortige Kunst nicht „von jener aus anderen Teilen des Kontinents substantiell unterschieden“ habe (S. 12). So erheben sie den Anspruch, sich von den traditionellen tschechischen, ungarischen oder polnischen Narrativen abzusetzen, die zu oft innerhalb der eigenen Grenzen nach genuin nationalen Kunstphänomenen Ausschau hielten. Die Großregion lasse sich eher historisch als kunstgeschichtlich definieren. Berührungängste und ein eher bescheidenes Wissen sei insbesondere unter den deutschen Kunsthistorikern wahrzunehmen, nicht (nur) wegen der sprachlichen Barrieren, sondern auch, um nicht den Verdacht zu erwecken, in Fußstapfen einer überholten „Ostforschung“ zu geraten. An diese Vorbemerkungen schließen zwei programmatisch bedeutsame Texte an – von Lübke zum Forschungskonzept Ostmitteleuropa sowie von den Reihenhrg. und Adam. S. Labuda zur Kunstgeschichtsschreibung in dieser Region.

Bemerkenswert sind die chronologischen Abgrenzungen zwischen den einzelnen geplanten Bänden. Sie sollen jeweils die Zeit bis 1000, 1300, 1470, 1570, 1670, 1770, 1870, 1945 sowie bis zur Gegenwart abdecken. Dies ist eine bewusste Entscheidung gegen die traditionellen Epochen- und Stilgrenzen, da, so Fajt und Franzen, „die Stilgeschichte von langen Übergangsphasen, Parallelerscheinungen, aber auch Brüchen geprägt [sei], die eine lineare Kunstgeschichte verbieten“ (S. 13). Wenn man bewusst auf Stilbegriffe wie „Renaissance“ oder „Barock“ verzichtet, werden tatsächlich diverse Zwischenphasen und stilistische Übergangsphänomene besser sichtbar. Diese Herangehensweise entspricht einem neuen *turn* in den Bildwissenschaften, der darauf abzielt, Narrationen möglichst ohne eine stilistische Etikettierung zu entwickeln. Nicht zuletzt macht sie uns bewusst, dass die für Ungarn, Böhmen und Polen-Litauen relevanten zeitlichen Einteilungen oft von Westeuropa abweichen. So markieren etwa die Jahre 1570 (Ende der Jagiellonen-Dynastie, Beginn der gegenreformatorischen Herrschaft der Wasa) und 1770 (Beginn der staatlich geför-

derten Aufklärungspolitik unter Stanislaus August III. Poniatowski) für Polen-Litauen echte Epochengrenzen; ähnlich wie 1300 und 1470 für Böhmen oder 1670 und 1870 für Ungarn. Freilich wird man in den Texten der einzelnen Bände einige Jahre zurück- oder vorausgreifen müssen, um der Eigenart des jeweiligen Landes gerecht zu werden.

Von ihrem geplanten Aufbau her erinnern die Bände – laut Verlag ist frühestens 2024 mit einer weiteren Veröffentlichung zu rechnen¹ – ein wenig an die in der Kunstgeschichte beinahe legendäre Propyläen-Reihe. Den Essays folgen hier wie dort Kataloge mit jeweils einer repräsentativen, wenn auch immer subjektiven Auswahl der Bau- und Kunstwerke. Wie die Hrsg. im Vorwort zu Recht betonen, handelt es sich natürlich um keine Lexika.

Nun komme ich zu dem ersten Band der Reihe, der von allen wohl am heterogensten ausfallen wird. Dies ist nicht als Kritik gemeint, sondern als Anerkennung der Herausforderung, vor die sich die beiden Hrsg. gestellt sahen. Es war sicherlich schwierig, eine derartige Vielfalt an Räumen, Stämmen, frühen Staatsgründungen etc. auf einen Nenner zu bringen; dies gilt sowohl für die geografische Ausdehnung (von Hamburg, Salzburg und Venetien im Westen bis hin zur heutigen Westukraine im Osten oder Dalmatien im Süden) als auch für die Beschaffenheit der Objekte, zwischen denen technologisch oder hinsichtlich ihrer Größe geradezu Welten liegen – von monumentaler spätrömischer Architektur (der Diokletianspalast in Split) bis hin zum bescheidenen Handwerk und Schmuck der Awaren oder Hunnen. Die Aufsätze rangieren thematisch vom Ende Roms in der Völkerwanderungszeit und byzantinischer Kunst an der Adria über die gentile Identität der Reitervölker wie z. B. Hunnen oder Ungarn, die karolingische Kunst an der Ostgrenze des Frankenreichs im Alpenraum, die Hinterlassenschaften des Großmährischen Reiches bis hin zu den ersten Residenzbildungen der Staatsgründungszeit in Böhmen und Großpolen. Was man vermisst, sind weniger Hinweise auf die ungarischen Residenzbildungen, da diese besser in die Logik des Folgebands passen, als vielmehr Texte zu den Wikingern und Prußen, die wohl mit ihren anthromorphen Bildsteinen erst in Bd. 2 folgen werden, zumal im vorliegenden Band kurze Katalogteile zu den Funden beider Kulturen enthalten sind.

Der zweite Kristallisationspunkt des ersten polnischen Polanenstaates, das im Grenzgebiet von Großpolen und Masowien gelegene Łęczycza, ist nicht einmal erwähnt. Noch gewichtiger ist das Auslassen der Region Klempolen mit ihren ersten Rotunden, allen voran der Marienrotunde auf dem Wawel, die übereinstimmend (siehe z. B. die Forschungen von Zbigniew Pianowski, Teresa Rodzińska-Choraży, Jerzy Świechowski, Klementyna Żurowska) auf das 10. Jh. datiert wird, möglicherweise noch in die Zeit vor 992, als das böhmische Klempolen von Mieszko I. erobert wurde. Der Aufsatz des Prager Historikers und Archäologen Petr Sommer behandelt Böhmen im 10. Jh., fügte jedoch nur einen kleinen Absatz zu Krakau ein (S. 226 f.). Im Katalog wird ebenfalls auf jegliche Objekte aus Klempolen verzichtet – erwähnt werden weder die Überreste der Architektur noch der auf 970 datierte Fund von Dunajec.²

Hingewiesen wird auf Dariusz Andrzej Sikorski, der vor kurzem die Rundbauten auf dem Wawel in Krakau nachdatierte (erst um 1030). Sollte sich diese These bestätigen, würde es eine wahre Revolution in der polnischen Vorromanik-Forschung bedeuten. Solange dies jedoch nicht der Fall ist, sollte das 10. Jh. in Klempolen ausführlicher behandelt werden als nur durch die kurze Feststellung Sommers, dass die dortigen Verhältnisse ungeklärt seien. Auch der Grenzbereich zur Kiever Rus' hätte etwas stärker berücksichtigt werden sollen, zumal das Tschernwener Burgenland, konkret der Ort Czermno, in den letzten Jahren vorzüglich erforscht worden ist, vor allem von dem mit dem GWZO assoziierten Forscher Marcin Wołoszyn. Ob dieser Kritikpunkt an dem Band Bestand hat, hängt ab von den Plänen für Bd. 2, der offenbar an manchen Stellen chronologisch weiter ausholen müsste.

¹ <https://www.degruyter.com/serial/dkvgkom-b/html> (30.07.2023).

² HELENA ZOLL-ADAMIKOWA, MARIA DEKÓWNA, ELŻBIETA MARIA NOSEK: *The Early Mediaeval Hoard from Zawada Lanckorońska (Upper Vistula River)*, Warszawa 1999.

Die Auffälligkeiten (Mehrfachnennungen; Tippfehler oder Inkonsistenzen bei der Verwendung historischer deutscher Namen, S. 508, 550, 553) sind so marginal, dass man die redaktionelle und verlegerische Qualität eigentlich nur loben kann, bewundernswert sind nicht zuletzt die herausragenden Abbildungen und Grundrisse. Bis auf den Einwand bezüglich der Behandlung Kleinpolens stellt das Werk insgesamt eine inhaltliche Leistung ohne Gleichen dar. Man sollte lediglich den anderen Vf. und Hrsg. genug Eifer wünschen, damit sich auch die folgenden Bände möglichst schnell diesem wahrlich großartigen Buch anschließen.

Gdańsk

Tomasz Torbus

Den Slawen auf der Spur. Festschrift für Eduard Mühle zum 65. Geburtstag. Hrsg. von Matthias E. Cichon, Anne Kluger, Martin Koschny und Heidi Hein-Kircher. (Studien zur Ostmitteleuropaforschung, Bd. 55.) Verlag Herder-Institut. Marburg 2022. 283 S., Ill. ISBN 978-3-87969-476-1. (€ 47,-)

Der Osteuropa-Historiker Eduard Mühle, langjähriger Direktor des Marburger Herder-Instituts und Lehrstuhlinhaber an der Universität Münster, erhielt anlässlich seines 65. Geburtstags eine von Schüler:innen und Mitarbeiter:innen beider Institutionen herausgegebene Festschrift. Die 13 Beiträge stehen mit den Forschungsinteressen des Jubilars in Verbindung. Laut Titel steht in deren Zentrum die Slawenproblematik. Zu ihr hat Mühle mehrere viel beachtete Monografien veröffentlicht.

Die Aufsätze verteilen sich auf drei thematische Abschnitte. Der erste Teil, „Von der Elbe bis zur Mariza? Die Slawen und ihre Beziehungen im Mittelalter“, greift verschiedene Aspekte der slawischen Frühgeschichte auf. Przemysław Urbańczyk geht es um grundsätzliche Probleme der Einordnung, Interpretation und Bewertung von Quellen bei der Erforschung vorchristlicher Glaubensvorstellungen. Dariusz Adamczyk fragt in seinem Beitrag, weshalb um 900 wirtschaftlich bedeutsame Orte in weit voneinander entfernten Regionen der westlichen und östlichen Slavia fast zeitgleich als „Kettenglieder der eurasischen Interaktionsökumene“ (S. 25) ausgefallen sind, und sieht als wesentliche Faktoren die Vorstöße der Magyaren und Pečenegen sowie das Treiben von Warlords und Sklavenhändlern. Als eine typische „Chronik der Bekehrungsarbeit“ (S. 33) stellt Stanisław Rosik die im 12. Jh. entstandene *Chronik der Slawen* des Helmold von Bosau vor. Diese berichte „im Stile einer Heilsgeschichte“ (S. 35) von der Verbreitung des Christentums unter den Obodriten und Wagriern. Eine stärker am Kontext ihrer Zeit orientierte Lektüre fordert Grischa Vercaemer im Hinblick auf bekannte Chroniken aus dem ostmitteleuropäischen Raum wie die von Vincent Kadłubek, Cosmas von Prag und Simon de Kéza. Das diesen Texten oft unterstellte negative Bild von den Deutschen beruhe im Wesentlichen auf nationalen Zuschreibungen aus dem 19. und 20. Jh.

Die im zweiten Teil „Imagination, Rezeption, Forschung: Die Slawen in der Neuzeit“ behandelten Themen sind vor allem dem 19. und frühen 20. Jh. zuzuordnen. Zunächst beleuchtet Hans Henning Hahn unter Rückgriff auf die Historische Stereotypenforschung die Entwicklung des deutschen Polenbildes im 19. Jh. Galten die Polen den Deutschen noch in der Zeit des Vormärz als bewunderte Freiheitshelden, kritisierte man nur wenige Jahrzehnte später ihren Nationalismus und angeblichen religiösen Fanatismus. Mit der Slawischen Idee und ihrer Rolle in der tschechischen Historiografie und Politik des 19. Jh. beschäftigt sich Stefan Lehr. Er verfolgt den Übergang in der „Nationalen Wiedergeburt“ aufgetretenen romantisch-idealistischen Vorstellung einer vereinten Slavia hin zum pragmatischeren und russlandkritischeren Konzept des „Austroslawismus“ der 1840er Jahre. Bis 1918, als die Slawische Idee an Bedeutung verlor, hätten beide Diskurslinien noch – teils parallel, teils einander überschneidend – weiterexistiert. Spezielleren Aspekten widmen sich die restlichen Beiträge dieses Abschnitts. Anne Kluger geht in ihrer Untersuchung zum Slawenbild in Rudolf Steiners Anthroposophie den unterschiedlichen theoretischen Ansätzen nach, die hier eingeflossen sind und miteinander vermengt werden (u. a.